

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 132 (1964)
Heft: 32

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schweizerische KIRCHENZEITUNG

INFORMATIONSORGAN FÜR FRAGEN DER THEOLOGIE

SEELSORGE UND KIRCHENPOLITIK

LUZERN, DEN 13. AUGUST 1964

VERLAG RÄBER & CIE AG, LUZERN

132. JAHRGANG NR. 32

Die Juden und das Evangelium

Der Konzilsentwurf des 4. Kapitels über den Ökumenismus, der sich vorwiegend mit der Judenfrage beschäftigt und am 8. November 1963 den Konzilsvätern zur Beratung ausgehändigt wurde, war eine kühne Tat und eine große Überraschung zugleich. Kardinal Augustin Bea, Präsident des Einheitssekretariats, der um die Opposition dagegen wußte, erläuterte eingehend die Entstehung und die Bedeutung der Konzilsvorlage. Dieses Schema will nur vom rein religiösen Standort aus betrachtet werden; es hat nichts zu tun mit politischen und nationalen Fragen oder gar mit der Anerkennung des Staates Israel durch den Heiligen Stuhl. Zum Thema selbst hebt er die Bedeutung des Volkes Israel in der Heilsgeschichte als Werkzeug der Erlösung gebührend hervor. Es kann niemals vergessen werden, daß Christus, seine heilige Mutter und die Apostel aus Abrahams Stamm geboren wurden; diesem Volk schulden wir die Schriften des Alten Bundes. Die Verantwortung für den Tod des Erlösers am Kreuz liegt auf den Schultern der ganzen Menschheit. Die Rolle, welche die jüdischen Führer beim Tod Jesu gespielt haben, schließt die Schuld des Menschengeschlechtes nicht aus, und die persönliche Schuld dieser Führer kann nicht auf das jüdische Volk in seiner Gesamtheit ausgedehnt werden, weder zur Zeit Christi noch in unsern Tagen. Zu Unrecht wird vom «Fluch» des ganzen Volkes gesprochen und ihm der «Gottesmord» zur Last gelegt. Die Ereignisse der Bibel, auch der Bericht über die Kreuzigung geben kein Recht, das jüdische Volk zu verachten und zu hassen oder zu verfolgen. Der Antisemitismus hat keine religiöse Stütze¹.

Die Wünschbarkeit, ja Notwendigkeit einer derartigen Konzilsklärung ergibt

sich nicht bloß aus der grauenhaften Vernichtungsaktion des Nazismus, der in den Jahren 1933—1945 mehr als 5 Millionen Juden zum Opfer gefallen sind, sondern ganz allgemein aus der Praxis vieler Jahrhunderte.

Geschichtliche Praxis

Die ersten Kirchenväter waren im allgemeinen mit großem Ernst bemüht, den Juden gerecht zu werden. Für Origenes waren die Juden «Brüder der Christen», deren Verschmelzen nur vom Verhalten der Christen abhängt. Diese Auffassung teilte auch der heilige Augustinus, und Papst Gregor der Große schrieb an den Bischof von Neapel, man müsse danach trachten, die Juden durch sanfte Behandlung zu gewinnen, damit «sie zu uns kommen, statt uns zu fliehen».

Solchen aus dem Geiste Christi geborenen Formulierungen und Methoden stehen allerdings auch Auffassungen und Aussprüche höchster Würdenträger gegenüber, die eine fast nicht zu glaubende Gehässigkeit und Verfolgungssucht zum Ausdruck bringen. Als Beispiel, wie gelegentlich in der Predigt über die Juden gesprochen wurde, mag ein Passus des großen heiligen Johannes Chrysostomus angeführt werden:

«Ich weiß, daß sehr viele Gläubige eine gewisse Achtung für die Juden empfinden und ihre Zeremonien in Ehren halten. Ich sehe mich daher gezwungen, eine so verhängnisvolle Meinung von Grund auf auszurotten. Ich habe ja bereits erwähnt, daß die Synagoge nicht mehr wert ist als ein Theater. Hört, was der Prophet sagt, dem man als Prophet mehr Achtung schenken muß als den Juden: ‚Du hast die Stirne eines Buhlweibes und fühlst dich nicht beschämt! (Jer 3, 3). Wo aber, wenn nicht im Bordell, wird das Weib entehrt? Daher ist die Synagoge nicht nur ein Theater, sondern auch ein Bordell; sie ist eine Räuberhöhle und ein Versteck für wilde Tiere... Aber nicht einfach für Tiere, sondern für unreine Bestien... Sie sagen, daß auch sie Gott anbeten, aber

das ist nicht wahr. Keiner, nicht einmal ein einziger Jude, betet Gott an. Hat nicht der Sohn Gottes gesagt: ‚Ihr kennt weder mich noch den Vater. Würdet ihr mich kennen, so würdet ihr auch den Vater kennen‘ (vgl. Jo 8, 19). Da sie den Vater verleugnet, den Sohn gekreuzigt und die Hilfe des Heiligen Geistes verweigert haben, wagt es wohl keiner zu behaupten, die Synagoge sei nicht das Heim der bösen Geister. Dort wird Gott nicht angebetet, sondern nur Götzendienst getrieben... Die Juden leben für ihre Bäume, sie lechzen nach Gütern dieser Welt. In ihrer Schamlosigkeit und Gier übertreffen sie sogar Schweine und Ziegen... Die Juden sind von Dämonen besessen, sie sind unreinen Geistern ausgeliefert... Anstatt sie zu grüßen und sie eines Wortes zu würdigen, sollt ihr euch von ihnen abwenden wie von der Pest und von einer Seuche des Menschengeschlechtes»².

Im gleichen 4. Jahrhundert kam eine derartige Gesinnung auch im öffentlichen Leben zur Anwendung durch den sonst so hervorragenden Bischof von Mailand, den heiligen Ambrosius. Der Bischof des Handels- und Militärzentrums Callinicum in Mesopotamien hatte seine Christen aufgestachelt, die dortige aufstrebende Synagoge zu plündern und einzuäschern. Der Kaiser Theodosius als Beschützer von Recht und Ordnung verlangte die Bestrafung der Schuldigen und den Wiederaufbau der Synagoge. Ambrosius erhob dagegen heftigen Wi-

AUS DEM INHALT:

Die Juden und das Evangelium

Sicherung des Eigentums an Kultgebäuden

«Sollen unsere Kirchenchöre sterben?»

Das Sekretariat für die Nichtchristen

Ordinariat des Bistums Basel

Cursum consummavit

Neue Bücher

¹ Vgl. SKZ 131 (1963) 624; 630 f.

² Adversus Judaeos I, 3; 5 (MG 48, 847 f. 852).

derspruch und behauptete, daß die Juden als Feinde Christi keinen Anspruch auf Gerechtigkeit und gesetzliche Unterstützung hätten. Jeder, der den Juden beim Wiederaufbau behilflich sei, nehme gleichsam die Waffen gegen Christus selbst auf. Als der Kaiser im Namen des Rechts fest blieb, drohte ihm Ambrosius, gestützt auf seine kirchliche Vollmacht, daß er ihm den Empfang der heiligen Sakramente verweigern werde. Theodosius gab nach, und im Namen der Frömmigkeit wurde das althergebrachte Ideal der Gerechtigkeit preisgegeben³.

Seit dem 7. und 8. Jahrhundert, als die Kirche sich konsolidiert hatte und immer mehr Neubekehrte aus den jungen, noch wenig kultivierten Völkern zu Macht und Einfluß im kirchlichen Leben gelangten, setzten auch tätliche Verfolgungen gegen die über ganz Europa verbreiteten Juden ein. Es ist kein Zufall, daß die Verschärfung der gesetzlichen Bestimmungen gegenüber dem Judentum ursprünglich nicht in Rom, sondern in Toledo begann, also im äußersten Westen des zum Christentum bekehrten römischen Weltreiches. Die Andersartigkeit der Juden, ihre Zinswirtschaft und der Wucher, die Ausbeutung christlicher Schuldner waren gewiß Gründe, die zur Verschlechterung der Beziehungen mit den Christen beitrugen. Die Verleumdungen und Massenmorde, die Zwangstaufen und Ausreibungen in Spanien und Portugal unter der Inquisition, die Quälereien durch die Kreuzfahrer, die blutige Rache für angebliche Verschuldung des schwarzen Todes (1340—1350), die Verfolgung unter dem Vorwand der Hostienschändung sind Gewaltakte, die sich in keiner Weise entschuldigen lassen⁴.

Hatten die Päpste mit wenigen Ausnahmen in Rom gegen die Juden relative Milde walten lassen, setzte in der nachreformatorischen Zeit eine harte Behandlung der Juden ein. Sie wurden ins enge Ghetto verbannt, das nachts durch Tore abgeschlossen wurde. Die männlichen Juden hatten einen gelben Hut und die Frauen einen gelben Schleier zu tragen. Aller Handel war ihnen verboten, außer dem Beruf eines Lumpensammlers. Kein jüdischer Arzt durfte ein christliches Haus betreten. Kein Jude hatte das Recht, von einem Christen mit «Herr» angesprochen zu werden. Papst Paul IV. ließ mit eiserner Härte auf Kosten der Juden eine Mauer um das Ghetto errichten, die innerhalb von zwei Monaten fertig war. Harte Sondersteuern, beleidigende Missionspredigten, Zwangstaufen, gehässige Ver-

folgungen von seiten getaufter Juden, Bücherverbrennungen gehörten zum jüdischen Alltag. Nach kurzen Unterbrüchen zur Zeit der Invasion Napoleons und der römischen Republik 1849 dauerte die Zwangslage der Juden bis 1870, wo der italienische Staat sie endgültig den andern Bürgern mit allen Pflichten und Rechten gleichstellte⁵.

Die durch so viele Jahrhunderte immer wieder aufflammende Gehässigkeit und Feindseligkeit gegen die Juden, die nur aus mißverstandener Religion, aus Aberglauben und Fanatismus erklärlich ist und zutiefst im Volksgemüt verwurzelt sein mußte, kommt uns heute ganz unverständlich und zeitfremd vor. Angesichts der Massenvernichtung durch den Nazismus in unserem so weit fortgeschrittenen Jahrhundert ist es zum mindesten am Platze, einmal den innern Gründen dieser Verirrung nachzugehen und sich zu fragen, ob sich nicht in den neutestamentlichen Schriften Anhaltspunkte dafür finden oder wenigstens herausgelesen wurden.

Biblische Lehre

Aus den genannten Gründen kommt der aus dem Englischen übersetzten Neuerscheinung im Benziger Verlag: «Die Juden und das Evangelium». Eine Überprüfung des Neuen Testaments von P. Gregory Baum eine hohe Aktualität zu⁶. Der Autor ist Sohn religionsloser, jüdischer Eltern, der vor Ausbruch des letzten Krieges nach England emigrierte und nach seiner Entlassung aus einem kanadischen Internierungslager Mathematik und Physik studierte. Die Begegnung mit Augustins «Bekenntnissen» führte ihn zum Glauben. Baum ließ sich taufen und trat dem Augustinerorden bei. Er ist heute in Toronto Theologiedozent am St. Michaels-Universitäts-College und wurde zu Beginn des Konzils in das Sekretariat für die Einheit der Christen berufen. Der Verfasser ist somit durch Herkunft, Bildungsgang und Beruf in hervorragender Weise für diese Forschung ausgewiesen. Mit erfreulicher Vorurteilslosigkeit, Sachlichkeit und historisch-kritischer Methode untersucht er einzeln die vier Evangelien, die Apostelgeschichte und die Briefe des heiligen Paulus, mit besonderer Ausführlichkeit die Kapitel 9—11 des Römerbriefes. Er erbringt den Nachweis, daß darin keine grundsätzliche Judenfeindlichkeit und kein «ewiger Fluch» des ehemaligen Gottesvolkes festgestellt werden kann. Wenn spätere Schriftsteller und Prediger das jüdische Volk mit moralischer Verachtung und reli-

giösem Haß überschüttet haben, so ist dies nur durch mißverständliche Schriftinterpretationen, durch heidnischen Haß und durch untermenschliche Instinkte zu erklären. Solche Auffassungen, welche das Gesetz der Liebe vergessen ließen, vermochten aber sich derart Gehör zu verschaffen, daß sie die Mentalität von Generationen und Jahrhunderten, ja sogar unserer Zeit geprägt haben.

Am wenigsten Anlaß, eine angebliche Judenfeindlichkeit Jesu zu entdecken, gibt *Markus*. Die Beliebtheit Jesu nimmt in diesem Evangelium praktisch nie ab. Von den Pharisäern und vom Klerus verführt, hat das Volk vor Pilatus wohl den Tod des Herrn gefordert. Es wird aber keine Andeutung gemacht, daß das von den Juden geforderte Urteil irgendwelche Folgen für die Gesamtheit des jüdischen Volkes gehabt hätte, denn mit der ganzen übrigen Welt können sie durch ihren Glauben an den gekreuzigten und auferstandenen Herrn ihr Heil finden (Mk 16,16).

Das betont jüdenchristliche Evangelium des *Matthäus* spricht mit den Propheten des Alten Testaments eine besonders harte, ungeschminkte Sprache gegen die Pharisäer und Juden; es tut es aber nicht aus Abneigung, sondern im Gegenteil, aus Liebe zu dem von Gott besonders berufenen, auserwählten Volk. Das fatale Bekenntnis vor Pilatus: «Sein Blut komme über uns und unsere Kinder» (Mt 27, 25), das sooft als Kollektivschuld für alle spätern Generationen des jüdischen Volkes ausgelegt wird, die alle zukünftigen Pogrome rechtfertigen soll, war keineswegs der Ausdruck der vox populi. Die Evangelien erklären ganz deutlich, daß die Menge, die den Tod des Herrn verlangte, den Priestern hörig war. Warum soll diese schreiende Menge bezeichnender sein als die Tausenden von Gläubigen, die nach Ostern der Kirche beitraten? Christus am Kreuze hat selbst fürbittend vor seinem Vater erklärt: «Vater, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!» (Lk 23, 34). Das verhängnisvolle Vergehen der Juden war nicht nur die Forderung der

³ Vgl. J. Palanque, Histoire de l'Eglise (Fliche-Martin), 3. Bd. (Paris 1956), S. 510—511.

⁴ Fr. Wilh. Foerster, Die jüdische Frage. Vom Mysterium Israels (Herder-Bücherei 55).

⁵ Hannecläre Baur, Die Juden in Rom, in: Orientierung 28 (1964) 22—24.

⁶ P. Gregory Baum, Augustiner, Die Juden und das Evangelium. Eine Überprüfung des Neuen Testaments. Aus dem Englischen übersetzt von Elisabeth Koch (Einsiedeln, Benziger-Verlag 1963) 382 S.

Kreuzigung Jesu, sondern die Weigerung, sich nach der Auferstehung zum Herrn zu bekehren.

«Es besteht kein Zweifel, daß das *Johannesevangelium* oft als Rechtfertigung gedient hat für die Verachtung, die man dem jüdischen Volke bezeugte und für die Ungerechtigkeiten und Gewaltsamkeiten, die man den Juden zufügte. Die feindseligen Stellen in den Schriften der Kirchenväter, in denen Synagogen mit Tempeln des Teufels verglichen werden und jeder Jude dargestellt wird, als wirke er im Einvernehmen mit bösen Geistern im Kampf gegen das Königreich Christi, hängen in literarischer Hinsicht mit dem *Johannesevangelium* zusammen» (S. 146). Tatsache ist, daß der Name «Jude» im *Johannesevangelium* nicht mehr eine bloß völkische oder soziologische Bezeichnung im Munde von Fremden ist, sondern an vielen Stellen eine christusfeindliche Anrede. Das Evangelium redet hier vom Standpunkt jener Zeit, da die Juden die Ablehnung Christi bereits endgültig vollzogen und die Judenchristen aus ihrer nationalen Gemeinschaft ausgeschlossen hatten. Dieses Evangelium kennt streng genommen keine Eschatologie oder nimmt höchstens symbolhaft die künftigen Ereignisse in zeitlicher Verkürzung in den gegenwärtigen Geschehnissen vorweg. Trotz der durch die Verleumdung zugezogenen Schuld bleibt das endgültige Schicksal der Juden noch offen. Für sie gilt auch in der Zukunft noch das Wort: «Allen, die ihn aufnahmen, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden, allen denen, die an seinen Namen glauben» (Jo 1, 12).

Während die Evangelien und die Apostelgeschichte bei der Feststellung der wachsenden Gegensätzlichkeit zwischen Judentum und Christentum stehen bleiben, freilich ohne in Antisemitismus zu verfallen, greift Paulus, dem die jüdische Stammes- und Religionszugehörigkeit zutiefst ein Herzensanliegen war, vor allem im Römerbrief weit darüber hinaus. Die berühmten Kapitel 9—11, die von der Patristik stets stiefmütterlich behandelt wurden, eröffnet der Apostel mit einem flammenden Bekenntnis zu Israel:

«Ich rede die Wahrheit in Christus und lüge nicht. Mein Gewissen bezeugt es mir im Heiligen Geiste: Groß ist mein Schmerz, unaufhörlich der Kummer meines Herzens. Gern wollte ich selber mit dem Fluche beladen fern von Christus sein für meine Brüder, die mir dem Fleische nach stammverwandt sind. Sie sind ja Israeliten, die die Gotteskindschaft, die Herrlichkeit, die Bündnisse, die Gesetzgebung, den Gottesdienst und die Verheißungen besitzen. Ihnen gehören

die Väter an, und von ihnen stammt dem Fleische nach Christus, der über allem ist als Gott, hochgelobt in alle Ewigkeit. Amen» (9, 1—5).

Obwohl der Großteil Israels das Heil in Christus nicht gefunden hat, ist Gott seinen Verheißungen nicht untreu geworden. Das zeigt sich darin, daß schon nicht alle Nachkommen Abrahams, zum Beispiel Ismael, Esau, zum auserwählten Volk gehörten; in der Zuteilung der Gnade ist Gott frei, wie die Verstockung des Pharaos beweist. Was ist übrigens der Mensch, daß er mit Gott zu rechten wagt? (9, 6—29). Die Schuld der Verwerfung hat sich übrigens Israel selbst zuzuschreiben, da es vor lauter Gesetzesgerechtigkeit den Glauben an Christus verweigert hat und sich nicht entschuldigen kann, daß ihm die Frohbotschaft nicht verkündet wurde (9, 30 — 10, 21). Der Apostel kann nicht bloß feststellen, daß die Verwerfung nicht über alle Juden gekommen ist (11, 1—10), sondern daß der Unglaube vieler Juden den Heiden der Anlaß zum Glauben wurde: «Durch ihren Fall sollte das Heil für die Heiden kommen» (11, 11). Nun kann Paulus nicht bloß als theologische Reflexion, sondern als Kundgabe und Offenbarung eines «Geheimnisses» Gottes die frohe Weissagung machen, daß ganz Israel einstens, nachdem die Heiden in der Vollzahl den Glauben gefunden haben, gerettet werde. «Ich möchte euch dieses Geheimnis nicht verhehlen, Brüder, damit ihr nicht klug in eigener Meinung seid: Verstockung ist zum Teil über Israel gekommen, bis die Vollzahl der Heiden eingetreten ist, und so wird ganz Israel gerettet werden» (11, 25). Die überragende Mehrheit der Exegeten und Theologen der Gegenwart anerkennen rückhaltlos, daß Paulus an dieser Stelle die schließliche Heimkehr der Juden zur Kirche verkündet. Damit ist natürlich auch gegeben, daß die Juden als völkische Gemeinschaft bis zum Ende erhalten bleiben. Mit dieser paulinischen Weissagung hat die zionistische Staatsgründung von 1948 jedoch nichts zu tun. Wenn auch viele Prophezeiungen aus dem Alten Testament voraussagen, daß sich das zerstreute Volk wieder sammeln wird und man beobachten kann, daß sich die Weissagungen mehrmals und jedesmal in einem andern, der Enderfüllung näher kommenden Sinn verwirklichen, so ist der israelitische Staat doch ein rein weltliches Geschehen, das mit den Prophezeiungen der Heiligen Schrift in keinem unmittelbaren Zusammenhang steht, wobei aber nicht ausgeschlossen ist, daß diese nationale Sammlung der geistigen Heimkehr Israels förderlich sein kann.

Israel bleibt ein Volk, das sich Gott vorbehalten hat, das trotz des Unglaubens seiner Privilegien als auserwähltes Volk nicht verlustig gegangen ist. Paulus zeigt im 9. Kapitel des Römerbriefes, daß nur ein Teil Israels es verdient, als Israel und Erbe der göttlichen Verheißungen angesprochen zu werden; im 10. Kapitel erklärt er, daß der andere Teil, also die Mehrzahl der Juden, ihren Unglauben selber verschuldet hat, und im 11. Kapitel stellt er die überraschende Frage: «Ich frage nun: hat Gott sein Volk etwa verstoßen?» Die Antwort lautet: «Keineswegs... Gott hat sein Volk nicht etwa verstoßen, das er sich einst auserwählt hat» (11, 1). Diese Stellungnahme begründet er damit, daß durch das gläubige Rest-Israel, das Christus Glauben schenkte, auch der vorläufig verstockte Teil gerettet werde: «Wenn das Erstlingsbrot heilig ist, dann ist es auch die ganze Teigmasse; und ist die Wurzel heilig, dann sind es auch die Zweige» (11, 16); weil Gott ein wenig Teig aufgenommen und geheiligt hat bei der Gründung der Kirche von Jerusalem, so hat er sich damit die ganze Teigmasse, das gesamte Israel, für einen heiligen Zweck vorbehalten; durch das Opfer der Erstlingsgabe ist die ganze Ernte geheiligt. Ebenso gibt die auf der Wurzel, d. h. auf den auserwählten Gläubigen ruhende göttliche Verheißung auch dem andern Teil des Volkes eine heilige Bestimmung. Paulus möchte diesen Vorzug Israels aber nicht so verstanden wissen, daß die Juden noch immer im gleichen Sinn Volk Gottes sind wie im Alten Testament, noch auch, daß das Heil sowohl in der Kirche wie in Israel hinterlegt sei.

Die eigenartige Stellung Israels hat auch den Heidenchristen, die versucht sein können, sich über die Juden zu erheben, etwas Wichtiges zu sagen. Nach Paulus sind die Heidenchristen wilde Zweige, die einem edlen, von Gott gepflanzten Ölbaum, nämlich dem auserwählten Volk des Alten Bundes aufgepfropft wurden anstelle von Zweigen, die herausgebrochen sind, nämlich der ungläubigen Juden. Deshalb mahnt der Apostel: «Überhebe dich nicht über die Zweige» (11, 18). Er gibt dem Heidenchristen auch zu bedenken: «Wenn schon ihre Verwerfung Versöhnung für die Welt bedeutet hat, was wird dann ihre Aufnahme anders sein als Leben aus den Toten?» (11, 15). Der Apostel müht sich derart um die Klärung des Verhältnisses Christen — Juden, daß er beinahe den Eindruck erweckt, als wollte er einem künftigen christlichen «Anti-sem-i-tismus» zuvorkommen, wenn

diese Bezeichnung auch erst im 19. Jahrhundert in Deutschland aufscheint und im Grund genommen eine Fehlbezeichnung ist, da es streng genommen eine semitische Rasse nicht gibt, sondern nur eine semitische Sprachgruppe.

Hat die Kirche den Juden gegenüber einen Missionsauftrag? Dem Missionsbefehl Christi entsprechend hat die Kirche eine Sendung an alle Völker der Erde. Der Missionsauftrag an die Juden darf freilich nicht mit jenen Zwangsmethoden belastet sein, wie es in vielen, wenn nicht gar in den meisten vergangenen Jahrhunderten der Fall war, wo die Juden Zwangspredigten anhören mußten und einem indirekten Druck, die christliche Taufe zu empfangen, ausgesetzt waren. Jede Art von Proselytentum und Bekehrungssucht mußte beleidigend wirken und einer Taktlosigkeit gleichkommen. Hingegen bewahrt das Vorgehen des Völkerapostels noch heute seine Aktualität. Er erklärt den Heiden, daß er das Apostolat unter ihnen ausübt in der Hoffnung, seine «Volks-genossen zur Eifersucht anzuregen und

so einige von ihnen zu retten» (11, 14). Wenn die Juden wahrnehmen, wie heilsam sich die Botschaft Christi an den Heiden auswirkt, müssen manche sich veranlaßt sehen, ihre eigene Position zu überprüfen, und können auch selber das Verlangen nach dem Heil in Christus spüren und vom Hauch der Gnade berührt werden. Ein Isaiaswort zitierend, schreibt der Apostel: «Wenn nicht der Herr... uns einen Samen gelassen hätte, wie Sodom wären wir geworden...» (Röm 9, 29). Jüdische Konversionen haben eine wichtige Funktion im göttlichen Heilsplan: Gott läßt die Kirche nie ohne ein Rest-Israel in ihren Reihen; die Judenchristen sind fortwährend ein Unterpfand für die dereinstige Wiederherstellung des gesamten Israel, und eine judenchristliche Gemeinde im Staate Israel müßte diese Aufgabe erst recht erfüllen. Die Sendung der Kirche an die Juden kann aber nur durch die Sprache der Heiligen Schrift und die Botschaft der Liebe und Demut ergehen.

P. Dr. Peter Morant, OfmCap.

Sicherung des Eigentums an Kultgebäuden

Pressestimmen zufolge sollen in einzelnen Kirchgemeinden des Kantons Zürich Enttäuschungen hochgekommen sein, weil die Kirchengebäude nicht alle samt und sonders in den Besitz der neugegründeten staatlich anerkannten Kirchgemeinden überführt wurden, sondern meist Eigentum von Stiftungen sind. Weil auch andernorts die Kultus- und Kirchengebäude staatlicher Kirchgemeinden im Besitz von Vereinen oder Stiftungen sind, möchten wir hier in Kürze einen Meinungsaustausch anregen.

1. Es ist festzuhalten, daß die meisten Diasporakirchen durch Sammlungen und Vergabungen von außen und nicht durch die Gelder der Kirchengenossen gebaut werden konnten. Gerade die fremden Wohltäter haben ein Interesse daran, daß ihre Gaben jenem Kultus erhalten bleiben, der die Verbindung mit dem römisch-katholischen Oberhirten aufrecht erhält. Da in einigen Diasporakantonen (Basel-Stadt, Schaffhausen, Zürich) wenigstens bis vor kurzem die Kirchgemeinden nur privatrechtlich organisiert werden konnten, verdient das Vorgehen jener Pfarreien alle Anerkennung, die nach einer Eigentumssicherung suchten, die eine Wiederholung der Vorgänge von 1870 ausschließen sollten. Man erblicke unter den obwaltenden Rechtsverhältnissen einen gangbaren Weg in Errichtung von

sogenannten Kultusvereinen und Stiftungen, die dem Tagesgeschehen entzogen, meist von einer kleinen Anzahl glaubenstreuer und kirchlich orientierter Männer geleitet und verwaltet wurden.

2. Zwischen den privatrechtlichen Kirchgemeinden und den «Besitzern» der Kirchengebäude wurden, im wesentlichen unkündbare, Verträge abgeschlossen. Der Zins entsprach meist der jährlichen Belastung für Amortisation und Unterhalt und wurde zur Bewältigung neuer Bauaufgaben, wie Filialkirchen, verwendet.

Dieses Mietverhältnis bildete zum Beispiel im Kanton Aargau Bestandteil großräthlicher Dekrete, welche nach Erfüllung gewisser Voraussetzungen bestehende private Diasporapfarreien in den Status staatlich anerkannter Kirchgemeinden erhoben.

3. Es ist psychologisch verständlich, daß trotzdem diese Verhältnisse sachlich einwandfrei spielen, bisweilen aus Prestigegründen Kirchengenossen Einspruch erheben, daß konsolidierte und erstarkte Kirchgemeinden nur Verfügungs- aber kein Eigentumsrecht an der eigenen Pfarrkirche haben. Besonders bei Neu- oder Filialbauten, die aus kirchengemeindeeigenen Mitteln ohne private Zuschüsse errichtet werden, wird dem Begehren leichter stattge-

geben, die Bauten im Eigentum der Kirchgemeinde zu belassen.

4. Die Gegner der privatrechtlichen Lösung der Eigentumsfrage führen ins Feld:

Es sei ein Zeichen schlechten klerikalén Denkens, wenn die Kirchentreue des Stimmvolkes einem solchen Mißtrauen begegne. Man verrate wenig Vertrauen in die demokratische Mündigkeit des Volkes.

Ohne sonderliche Geschichtskennntnisse wird aus dem Blickfeld der Gegenwart behauptet, Massen-Glaubensabfall und Kirchenspaltungen seien heute keine Gefahr mehr und gehörten der Vergangenheit an.

Eines steht fest: Die Überführung oder Belassung der Kultusgebäude in Stiftungen oder privatrechtliche Organisationen entspringt nicht einer Phobie vor dem «Laienregiment», denn das Laienelement ist in diesen Stiftungsverwaltungen meist im Übergewicht.

5. Wie steht es in Glaubenssachen aber mit der demokratischen Mündigkeit des Kirchgemeindevolkes? Tatsache ist, daß Kirchenspaltungen nicht immer ein Diktat von oben gemäß dem Grundsatz «cuius regio illius et religio» waren. Wir brauchen nicht in die schweizerische Kirchengeschichte des 16. Jahrhunderts zurückzugehen. Die Episode, da katholische Kirchengebäude durch Gemeindeabstimmungen dem angestammten katholischen Kultus entfremdet und den Christkatholiken zugeeignet wurden, liegt keine hundert Jahre zurück. Massenbewegungen sind immer möglich und sie entscheiden auch bei demokratischen Abstimmungen nicht immer über die wirkliche Rechtllichkeit. Die Geschichte wird, mit andern Vorzeichen und Schlagworten, sich auch in Zukunft wiederholen können, auch wenn die religiöse Bildung des Volkes sicher Fortschritte gemacht hat.

6. Wir müssen den *bischöflichen Ordinariaten* dankbar sein, wenn sie der Frage der Eigentumssicherung katholischer Kultgebäude alle Aufmerksamkeit schenken. *Rechtskundige* mögen darüber entscheiden, ob es andere gangbare Wege gibt, Zweckentfremdungen zu verhüten. Ob beispielsweise eine Grundbucheintragung genügen könnte, welche die Gebäude für immer für jenen Kultus belastet, der in Verbindung mit dem Papst oder doch mit dem rechtmäßigen Diözesanbischof steht? Ob auch ein diesbezüglicher Revers der Kirchgemeinde gegenüber dem Bischof vor der derzeitigen Rechtssprechung unbedingten Schutz genösse?

Die Sicherung der Kirchengebäude

in der Diaspora dient nicht nur der Beruhigung der auswärtigen Wohltäter, sondern kann auch die Gemeinden selber vor möglichen, wenn auch hoffentlich ausbleibenden Überraschungen sichern. Oder erbringen die neugegrün-

deten Kirchgemeinden des Kantons Zürich ohne weiteres den Beweis, daß sie von Anfang an ihre Angelegenheiten mit jener Kirchlichkeit, Ruhe und Reife behandeln, deren sich historische Kirchgemeinden zu rühmen pflegen? H. R.

«Sollen unsere Kirchenchöre sterben?»

In Wien erscheint seit 11 Jahren eine «Zeitschrift für katholische Kirchenmusik — Singende Kirche», vierteljährlich, in mittelgroßem Format und durchschnittlich im Umfang von rund 60 Seiten. In Österreich und im Ausland erfreut sie sich größter Beliebtheit, denn sie enthält nicht nur theoretisch-wissenschaftliche Artikel, musikgeschichtliche Abhandlungen sowie Nachrichten aus einzelnen Gegenden, sondern vieles, das den einfachen Organisten und Chorregenten auf dem Lande (und diese sind überall in der Mehrzahl) dient und hilft. Zudem öffnet sie ihre Spalten für Beiträge über aktuelle Probleme und läßt Freunde in freimütigem Gedankenaustausch zu Wort kommen. In einem aufschlußreichen Artikel: «Sollen unsere Kirchenchöre sterben?» beleuchtet ein Pfarrer die Verhältnisse mancher Kirchenchöre und betont, «daß fast alle Großen der Tonkunst ihre erste Musikkultur durch die Kirche vermittelt bekommen haben, daß die Kirchenchöre, denen die meisten ihre edelsten Werke gewidmet haben, auch ihre erste Schule und ihre erste Startbahn waren. Ohne die Kirchenchöre wäre Wien niemals die Stadt der Musikkultur und Österreich das Land der Lieder geworden. Sehr beunruhigend ist jedoch die Tatsache, daß unsere Kirchenchöre immer mehr vergreisen und im Aussterben sind...»

Als Gründe werden genannt: «Glaubenslauheit und Verweltlichung des Privatlebens — Wirtschaftswunder und Tanz ums goldene Kalb — Überschwemmung automatischer, druckknopfbereiter Musikkonserven — Desinteressierte Einstellung der verantwortlichen Stellen durch Fehlen von Subventionen — Undankbarkeit gegenüber Kirchenchören durch die Kirchenbesucher usw.»

Dazu schreibt die Zeitschrift:

«Ich möchte aber etwas anderes dazu sagen: Bevor wir den Staat für gottesdienstliche Musik interessieren oder heranziehen, müßten wir zuerst ganz andere Kreise ansprechen, die noch viel stärker verpflichtet wären, sich um die Kirchenmusik zu kümmern. Das ist nämlich unsere Geistlichkeit. Ich will nicht reden von den Pfarrern, die 100prozentige Volksliturgiker sind, alles nur deutsch haben wollen oder brauchen. Mit Fanatikern auch nur zu debattieren ist sinnlos. Das

ist eben so das Auf und Ab der Welt. Man wird noch sehr schmerzlich nach mehrstimmiger Musik in unseren Kirchen rufen und nach Chören, wenn es sie nicht mehr geben wird. Und wird dann mit viel Mühe — wieder solche aufbauen. — Sprechen aber sollte man, und zwar sehr deutlich, mit den Pfarrherren, die einfach zu bequem sind, sich mit einem Kirchenchor abzuplagen. Sicherlich, ein Kirchenchor ist niemals eine reine Freude und es gibt immer irgend etwas. Aber nur weil man den Ärger und die Mühe scheut, den eigenen Kirchenchor einfach sterben lassen, geht doch auch nicht. Ich kenne aber Pfarrer, die es getan haben... Lassen sie ihre Kirchenchöre auch nie verkümmern — geben sie ihnen auch Aufgaben.»

Mir scheint, die Verhältnisse sind glücklicherweise bei uns doch nicht so schlimm — aber manche Organisten und Chorleiter haben sich bei mir schon bitter beklagt über das passive Verhalten ihrer Seelsorger, denen entweder die Fähigkeiten fehlen oder die sich aus Verärgerung vom Kirchenchor zurückziehen und ihn seinem Schicksal überlassen. Leider gibt es auch Dirigenten, die sich nichts oder nur wenig sagen lassen und doch würde ein selbstloses Zusammenarbeiten manche Schwierigkeiten beheben und viel zur Ehre Gottes beitragen können.

Ein weiterer Artikel dieser Zeitschrift (Auszug aus einem Vortrag von Mgr. Dr. Franz Kosch) ist betitelt: «Bedroht das Vatikanische Konzil unsere traditionelle Kirchenmusik?»

Vorerst behandelt der Verfasser die Kirchenmusik der Wiener Klassiker und ihre negative und positive Bewertung durch den Allgemeinen Cäcilien-Verein im letzten Jahrhundert — nach dem ersten Weltkrieg — durch die Kirchenmusikalische Abteilung der Wiener Musik-Akademie — durch die Generalversammlung des A. C. V. in Köln 1928 — durch den 2. Internationalen Kirchenmusik-Kongreß in Wien 1953 — durch die päpstlichen Verlautbarungen, besonders die Enzyklika «Musicae Sacrae disciplina» von Pius XII. usw.

Dann geht Mgr. Kosch auf die eigentliche Frage ein und berichtet über Vorgänge beim II. Vatikanischen Konzil:

«Es läuft darauf hinaus, daß wir auch in Zukunft zwei Hauptgebiete kirchenmusikalischer Betätigung betreuen müssen: den Volksgesang und die Kirchenmusik. Wir brauchen auch unbedingt bei-

des: den Volksgesang als die aktivste und die Kirchenmusik als die edelste Anteilnahme am liturgischen Leben. Daß hier für den Choral der erste Rang verlangt wird, ist nicht neu. Wir arbeiten in Österreich seit Jahrzehnten mit Eifer und Begeisterung für die Verbreitung der Kenntnis und Liebe zum Choral...»

Unter den andern Formen, die gestaltet werden, könnten wohl auch unsere Klassiker ihren Platz einnehmen. Natürlich nicht als einzige. Die Skala geht ja von der A-cappella-Musik bis zur Moderne. Hier möchte ich mich ganz entschieden zur letzteren bekennen und behaupten, daß eigentlich nur der ein Recht hat, die Schönheit der Klassiker zu genießen, der auch ein Herz für unsere lebenden Komponisten besitzt. Wir sollten vor allem mehr Vertrauen zu unseren jungen schaffenden Kirchenmusikern haben, die trotz ihrer Dissonanzen oft eine auffallende Liturgienähe bekunden.»

Ich möchte besonders die durch kirchliche Vorschriften beauftragten seelsorglichen Betreuer der Kirchenchöre recht sehr bitten, diesen letzten Satz aufmerksam zu lesen und zu beherzigen. — Gewiß ist damit nicht gemeint, daß nun jeder Kirchenchor mit der Einstudierung einer hypermodernen Meßkomposition, im Sinne der seriellen Zwölftontechnik beginnen sollte — aber wir haben noch recht viele Chöre, die mit ihrem Répertoire nicht über die Romantiker und Altäcilianer des vorigen Jahrhunderts hinausgekommen sind und nicht den Mut aufbringen, eine Komposition eines lebenden fortschrittlichen Komponisten einzustudieren. Ab und zu bringt der Pfarrherr kein Verständnis auf für etwas herbere und dissonante Musik, oder es wird behauptet, die Kirchenbesucher wollten solche Musik nicht hören. Und doch gibt es sehr schöne und leichtverständliche moderne Musik und man kann auch die Gläubigen durch langsames Vorgehen und Abwechslung ganz günstig beeinflussen.

Die Ansicht Mgr. Koschs, daß die Predigt beim Hochamte durch die Sprache der Töne ersetzt werden könne und müsse, ist durch die Konstitution des Konzils und ihre Ausführungsbestimmungen entkräftet. Dagegen scheint mir seine Ansicht über die *aktive Teilnahme* der Gläubigen beim Gottesdienste voll berechtigt zu sein:

«Die aktive Teilnahme der Gläubigen am Gottesdienst ist auch das Ziel der Kirchenmusik. Daß alle Anwesenden aber unbedingt selber singen müssen, um sich der Gemeinschaft bewußt zu werden, halte ich für unrichtig. Die stille Messe wird auch in Zukunft ein berechtigtes Postulat für viele Seelen bleiben, die gerade die Ruhe brauchen, um innerlich aktiv zu werden. Für die meisten Gottesdienste wird der Volksgesang am besten entsprechen, es muß auch in Zukunft solche Gottesdienste geben, in denen die Kunst zu Worte kommt und in denen die aktive Teilnahme an der Gemeinschaft darin besteht, andächtig zuzuhören. Gerade im

Hochamt sind ja die Rollen nach einer strengen Ordnung verteilt. Es gibt heute schon Seelsorger, die sich alle Mühe geben, die Rolle des Volkes in den Responsen zu aktivieren», und das sollte bald allgemein sein.

Schließlich sei der Schlußpassus der Rede Mgr. Koschs wörtlich wiedergegeben. Der heute 70jährige Priester war anfangs des Jahrhunderts Sängerknabe zu St. Stephan in Wien, später Musikpräfekt am erzbischöflichen Knabenseminar, studierte Kirchenmusik und promovierte darin. Seit 1933 war er Professor für Choralgesang und Choraltheorie, seit 1947 Leiter der Abteilung für Kirchenmusik an der Akademie in Wien. Wenn er sich auch in seinen Studien später auf den Gregorianischen Choral spezialisierte und für dessen Verbreitung unermüdlich in Schriften, Artikeln und Vorträgen kämpfte, blieb er doch mitten in der Entwicklung des kirchenmusikalischen Geschehens. Er bemühte sich ständig um das Gesamtanliegen der Kirchenmusik und war ein eifriger Förderer junger Talente. Deshalb begreift man die folgenden sorgenvollen Worte des verdienten Kirchenmusikers, und muß ihnen beipflichten:

«Schwere Bedenken müßten jedoch angemeldet werden, wenn der § 14a der Instructio aufgehoben werden sollte... Die Folge eines solchen Schrittes wäre eine bedauerliche Einschränkung des lateinischen Hochamtes, die — wenn nicht eine eigene gleichzeitig zu erfolgende Bestim-

mung dieses wenigstens für bestimmte Festtage pflichtig erklärte — zu einem allmählichen Verschwinden des Hochamts auf kaltem Wege führen müßte. Hier würde sozusagen von offiziellen kirchlichen Stellen selbst ein Schrumpfungsprozeß eingeleitet, der gleichsam seine Begründung nachreicht.

Die weitestgehende Möglichkeit, die von den meisten Volksliturgien ernstlich gefordert wird, wäre die Nationalisierung der Vormesse. Das heißt: der ganze Wortgottesdienst — wie man die Vormesse heute nennt — würde verdeutscht und das Latein setzt erst bei der Opferung ein. Die Folgen einer solchen Entscheidung wären für unsere gesamte liturgische Kirchenmusik geradezu vernichtend, nicht nur für unsere Klassiker. Wenn alle diese Werke erst ab Sanctus möglich wären, sind sie praktisch ausgeschaltet, da die ersten Sätze Kyrie, Gloria und Credo wesentlich dazugehören und kein Musiker sich mit einem Torso begnügen könnte. Ähnliches gilt für den Choral, dessen wertvollsten Teile, die vor allem in der Vormesse liegen, aus dem Gottesdienst verwiesen würden.

Eine solche Anordnung würde aber nicht nur ein direkter Faustschlag gegen die kirchliche Tonkunst sein, sondern bedeutete ohne jeden Zweifel auch einen schweren Angriff gegen die Grundstruktur der römischen Messe, ja gegen die Kirche. Selbst ein P. Jungmann, der eher den Reformern zuzureihen ist, schreibt: „Die monumentale Größe der römischen Messe liegt in ihrem bis zur Kirche der Märtyrer hinaufreichenden Alter und in ihrer mit der lateinischen Sprache die Völker umspannenden Weite. Nirgendswo sonst wird es so deutlich, daß die Kirche apostolisch und daß sie katholisch ist.“

P. Martin Zieri, OSB.

Das Sekretariat für die Nichtchristen

KARDINAL MARELLA ÜBER ZIEL UND AUFGABEN DES SEKRETARIATES

Die Errichtung des Sekretariates für die Nichtchristen ist die jüngste der großen pastoralen Initiativen, die das erste Pontifikatsjahr Pauls VI. kennzeichnen. Dennoch war die Idee dieser Institution vielleicht eines der ersten Anliegen seines Geistes, der sich liebevoll sorgt um die unzähligen Menschen, die Christus noch nicht kennen.

Seit dem vergangenen September, dem Vorabend der Eröffnung der zweiten Sitzungsperiode des II. Vatikanischen Konzils, wies der Heilige Vater auf dieses Anliegen bei verschiedenen Gelegenheiten hin, insbesondere in einem Schreiben an Kardinal Tisserant, dem Dekan des Heiligen Kollegiums, und in einer Ansprache an etwa 5000 Seminaristen aller römischen Kollegien und Konvikte. Daraus können wir schließen, daß dieser Gedanke bereits seit langer Zeit in seinem weitblickenden Geiste heranreifte.

Es ist ja wirklich eines der besonderen Anliegen des Papstes, allen verständlicher zu machen, worin die Katholizität der Kirche besteht, und die Mittel zu finden, sie auch tatsächlich so zu verwirklichen, wie sie sein soll. Die Kirche wird nicht vollkommen katholisch sein, solange nicht alle Menschen in sie eingetreten sind oder wenigstens die Möglichkeit dazu hatten.

In seiner Pfingstbotschaft, in der er gleichsam einen Überblick der verschiedenen apostolischen Tätigkeiten der Kirche gab, rief der Papst aus: «Wir sagen Euch: die Dringlichkeit dieser Pflicht, der Katholizität zu entsprechen, weht mit Macht in die Segel der Kirche. Schaut auf das heutige Apostolat des Klerus und der Laien! Schaut auf die Missionen! Schaut auf das ökumenische Konzil! Seht die Sorge, die die Kirche dazu drängt, ein loyales und achtungsvolles Zwiegespräch mit allen Menschen aufzunehmen, mit allen Formen des modernen Lebens, mit allen sozialen und politischen Ausdrucksformen, die diesen Dialog auf einer Ebene absoluter Aufrichtigkeit und wahrer Humanität aufnehmen wollen. Seht die Anstrengungen, die die Kirche unternimmt, um sich den noch von uns getrennten christlichen Brüdern wieder zu nähern. Seht die Bemühungen der Kirche, auch durch rein menschliche Kontakte das Gespräch mit den Angehörigen anderer Religionen aufzunehmen.» (Pfingstansprache 1964).

Nachdem er die Mittel des heiligen Apostolates erläutert hat, die in den verschiedenen Bereichen für die Verwirklichung der wahren Katholizität der Kirche wirksam sind, ließ der Stellvertreter

ORDINARIAT DES BISTUMS BASEL

Stellenausschreibung

Es werden zur Wiederbesetzung ausgeschrieben die Kaplanei *Amriswil* (TG) und die Pfarrhelferei *Neuenhof* (AG).

Bewerber mögen sich bitte bis zum 25. August 1964 bei der bischöflichen Kanzlei melden.

Solothurn, den 7. August 1964.

Die bischöfliche Kanzlei

Christi seine Absicht erkennen, über alles bisher getane hinauszugehen, um endlich eine viel weitere Begegnung, auch durch rein menschliche Kontakte, mit jenen einhalb Milliarden Menschen anzubahnen, die praktisch das Evangelium noch nicht kennen.

Mit offensichtlicher Bewegung fuhr er fort: «Wir machen Euch in diesem Zusammenhang eine Ankündigung, damit sie die Stimme und den Nachdruck des Pfingstfestes habe, und zwar folgende: Wie Wir bereits vor einiger Zeit angekündigt, werden Wir, und zwar in den nächsten Tagen, hier in Rom das Sekretariat für die Nichtchristen errichten.»

Die Kirche, die bereits seit geraumer Zeit ein brüderliches Gespräch mit den getrennten Christen begonnen hat, wird sich bemühen, auch Verbindung mit den Angehörigen der verschiedenen in der Welt verbreiteten nichtchristlichen Religionen aufzunehmen. Auch die Nichtchristen, wenn auch nicht vom Lichte Christi erleuchtet, sind doch als Menschen unsere Brüder, die wir lieben müssen wie uns selbst. Sie sind doch vom gleichen göttlichen Schöpfer geschaffen, der in ihre Herzen jenes Mal des Naturgesetzes eingepreßt hat, das uns alle verbindet, wie Pius XII. sagte: «Obwohl die menschliche Natur durch den Sündenfall Adams erblich belastet ist, trägt sie dennoch etwas „naturaliter christianum“ in sich» (evangelii praecones A. A. S. 1951, p. 522).

Der ersehnte Kontakt soll keine polemische oder apologetische Zielsetzung haben. Im Bewußtsein, daß wir alles, was wir besitzen, durch Gnade empfangen haben, werden wir uns in einem Einvernehmen von Mensch zu Mensch in Demut, Aufrichtigkeit und Liebe begegnen, einzig besorgt, uns gegenseitig besser kennenzulernen und dabei nichts von alledem zu übersehen, was das kulturelle und religiöse Erbe der Völker an Großem, Schönem und Edlem besitzt. Diese Kontakte werden gleichsam von selbst Wohlwollen, gegenseitiges Verstehen, Großherzigkeit in der brüderlichen Liebe und in der Verteidigung der gemeinsamen Interessen der menschlichen Kultur hervorbringen.

Was den Ort dieser Begegnungen und Kontakte betrifft, so spricht der Heilige Vater ausdrücklich von Rom. Rom ist ja auch Sitz des Sekretariates. Um dem väterlichen Wunsche Papst Pauls VI. zu entsprechen, wird man also alles tun, daß «kein Pilger, wie weit sein Land, religiös und geographisch gesehen, von uns auch entfernt sein mag, ganz fremd in diesem Rom ist.»

Außerdem wollen wir versuchen, mit der Hilfe Gottes und der eifrigen Mit-

arbeit der in Frage kommenden Bischöfe, die Aktivität dieses Sekretariates auch auf die zahlreichen Nichtchristen auszuweiten, die die großen europäischen oder amerikanischen Studienzentren besuchen und morgen die Führer ihres Landes sein werden.

Doch auch damit erschöpft sich noch nicht der erstrebte umfassende Kontakt mit den unübersehbaren Scharen von Nichtchristen. Unser Aktionsfeld muß sich ausnahmslos auf alle Länder ausdehnen, in denen sie leben, ohne daß wir uns von ihrer gegenwärtigen wohlwollenden oder feindseligen Haltung der Kirche gegenüber beeindrucken lassen. Denn alle sind unsere Nächsten, wie der Apostel Paulus lehrt: «Wir müssen uns zum Wohle aller einsetzen und uns aufopfern».

Auf die Frage, welche Mittel uns zur Verfügung stehen, antworten wir mit dem Heiligen Vater: «Schaut auf den Klerus, schaut auf die Laien» in aller Welt. Auch über ihnen weht der Geist des Pfingstfestes, das Klima des Ökumenismus und der Katholizität, das der Papst und das Konzil auf die ganze Welt ausgestrahlt haben. Mit der unersetzlichen Hilfe der Ordinarien der Missionsländer, mit der großzügigen Zusammenarbeit der Missionare und Laien, die von ihnen ausgewählt und gefornt werden, wird die Kirche wahrhaft in jene Welt eindringen können, die dem wohlthuenden Einfluß der Kirche bis heute noch verschlossen oder nur sehr wenig geöffnet ist.

So wird sich wieder einmal in der Kirche Gottes die Methode des göttlichen Familienvaters verwirklichen, der es je nach den Umständen versteht, neue und alte Mittel aus seinem Schatze hervorzuholen, um das Wohl der gesamten Menschheitsfamilie zu fördern. K. P.

CURSUM CONSUMMAVIT

Pfarrer Hans Beat Wiget, Hinwil

In der Nacht auf den 18. Juni 1964 raffte der Tod den erst 48jährigen Pfarrer von Hinwil weg. Hans Beat Wiget wurde am 13. März 1916 im alten Flecken Schwyz geboren als Sohn des Hans Wiget und der Maria Ines Resimini. Er war kaum drei Jahre alt, als seine Eltern eine Papeterie in Winterthur erwarben. So wurde Winterthur seine Heimat. Dort besuchte er die Schulen und war unter seinen Mitschülern ein gern gesehener Kamerad.

Die Eltern ließen Hans Beat studieren. Weil er Freude am kaufmännischen Beruf zeigte, schickten sie ihn in die Handelsschule der Schulbrüder nach Neuenburg. Doch schon im ersten Jahre erkannte Hans Beat, daß er nicht am rechten Ort war, und daß die Weichen für seinen Lebenslauf falsch gestellt waren. Er wollte Priester werden. So wechselte er den Studienort und zog an das Kollegium der Benediktiner nach Disentis. In dieser Zeit schloß er gar manche Freundschaft fürs Leben; die kostbarste war jene, die ihn mit dem Kloster der Mönche von Disentis verband. Im Sommer 1938 krönte er die humanistischen Studien mit einer vorzüglichen Matura und trat dann ins Priesterseminar St. Luzi in Chur ein.

Am 5. Juli 1942 wurde Hans Beat Wiget zum Priester geweiht, um dann zuerst als Vikar in Zürich-Zollikon zu wirken.

Aber schon im folgenden Jahre berief ihn sein Bischof ins Bündnerland als Vikar nach Davos (1943—45), dann nach Arosa (1945—49) und zuletzt als Pfarrer von Sils-Maria (1949—55). Darauf kehrte Pfarrer Wiget wieder in die zürcherische Diaspora zurück, nach Pfäffikon (1955—61). Hier trat er eine bescheidene Kapelle an. Er wußte, daß seine Aufgabe jetzt hieß: eine Kirche bauen. Zuerst sorgte Pfarrer Wiget fürs Geld. Im ganzen Lande hielt er seine Sammelpredigten und verschickte seine grünen Bettelbriefe. Die Leute gaben ihm gern, denn seine schlichte Art konnte überzeugen. Dann kaufte er den Baugrund in der schönsten Lage von Pfäffikon und ging mit Architekt R. Krieg an die Plangestaltung. Aber da erlitt er kurz hintereinander zwei Herzattacken, so daß der Arzt ihm riet, auf die Pfarrei Pfäffikon zu resignieren. Nach einem nur halbjährigen Urlaub übernahm er im Januar 1962 die Pfarrei Hinwil. Kam Pfarrer Wiget seine kaufmännische Ader in Pfäffikon, bei seiner Sammeltätigkeit zu Hilfe, so war es in Hinwil seine praktische Hand. Elektrische Installationen zu erstellen oder gar defekte Wasserleitungen zu reparieren, bereitete ihm keine Schwierigkeiten.

Mit kleinen, geschickten Veränderungen modernisierte er die Muttergotteskirche von Hinwil. Mit Behörden und Bevölkerung stand er bald im besten Einvernehmen. Mühe machte ihm nur sein schon zu sehr leidendes Herz. Zwei Wochen vor seinem unerwarteten Tod nahm er Urlaub und suchte Erholung in Disentis, im Kloster bei seinen ehemaligen Professoren. In der Nacht auf den 18. Juni erlitt er den dritten Herzinfarkt. Er hatte noch die Kraft, einen Pater zu Hilfe zu rufen, der ihm noch die Generalabsolution und die heilige Ölung erteilen konnte. Dann verschied er.

Hans Beat Wiget war ein stiller, etwas verschlossener Charakter. Wenn man ihm aber Sympathie und Ehrlichkeit entgegenbrachte, war er ein treuer Freund, auf den man zählen durfte. Sein Tod ist für das Bistum Chur und die Zürcher Diaspora ein großer Verlust. Wir aber gönnen seinem gequälten Herzen die ewige Ruhe.

Am vergangenen 20. Juni wurde die sterbliche Hülle Pfarrer Wigets in Schwyz beigesetzt. Viele priesterliche Mitbrüder und die Pfarrkinder von Hinwil erwiesen ihm die letzte Ehre. Über den frühen Tod ihres Priestersohnes trauern auch die hochbetagten Eltern, denen unser aufrichtiges Beileid gilt. H. B. D.

Neue Bücher

Krein, Daniela: Ihr Leben war Liebe. Therese Albers, Stifterin der Bredenscheider Schwestern. Kevelaer, Verlag Butzon & Bercker, 1964. 160 Seiten.

Theres Albers (1872—1949), eine Bauerntochter aus Dornheim im Sauerland, lebte wirklich ein Leben der Liebe. Schon als Schulkind verschenkte sie Butterbrote an arme Kinder. Sie wollte immer helfen, seelisch und materiell. Als Lehrerin wirkte sie zuerst in Dortmund und entfaltete hier eine so reiche karitative Tätigkeit, daß sie mit der heiligen Elisabeth von Thüringen verglichen wurde. Eine reiche Heirat schlug sie aus, um uneingeschränkt für die Armen wirken zu können. Ihre besondere Liebe galt den minderentwickel-

ten Kindern. Für solche, aber auch für Kranke und Notleidende gründete sie auf einem Bauerngut im protestantischen Bredenscheid das «Antoniushaus» mit Hilfe ihrer «Caritas-Schwestern». Widerstände aller Art und chronischen Geldmangel überwand sie mit einem glühenden Gottvertrauen. Der heilige Josef half ihr oft aus der Verlegenheit. — Sich selber gönnte sie wenig, alles den andern. Kranke Theologen schickte sie in einen Kur-aufenthalt, obwohl sie momentan kein Geld in der Kasse hatte. Ihre unvergleichliche Nächstenliebe, namentlich in der Kriegszeit, wirkte wahrhaft ökumenisch. — Therese wurde in Bredenscheid auch von den Protestanten wie eine Mutter geliebt. Sogar die Nazis konnten ihr die Achtung nicht versagen, obwohl sie ihr das Betteln verboten hatten. — Seit 1958 stehen die Bredenscheider Schwestern unter der Autorität des Bischofs von Essen, jedoch unter dem neuen Namen «Schwestern zum Zeugnis der Liebe Christi». — Erzbischof Dr. Lorenz Jäger von Paderborn, der Theres Albers persönlich kannte, hat dem Buch ein warmes Geleitwort mitgegeben. O. Ae.

Der Einsiedler in der Sahara. Aus Aufzeichnungen und Briefen von Charles de Foucauld. Auszug aus dem Buch von Georges Gorrée *Sur les traces du Père de Foucauld*. Autorisierte Übertragung von M. Meinrada Heinrich-Ritschard. Zürich, Thomas-Verlag, München / Paderborn / Wien, Ferdinand Schöningh, 1964. 136 Seiten.

Dem wachsenden Interesse, Père Foucauld kennen zu lernen, kommt diese kleine Auswahl entgegen. Sie führt in die geistige Welt des Wüstenheiligen ein und läßt uns zugleich, da die Aufzeichnungen in chronologischer Folge zusammengestellt sind, der inneren Entwicklung wie den äußeren Etappen dieses besonderen Lebensweges nachgehen. Die Auswahl ist gut, Übersetzungen gibt es bessere. — Ein knapper Lebenslauf ist den Texten Foucaulds angefügt. Rudolf Gadiant

SCHWEIZERISCHE KIRCHENZEITUNG
Wochenblatt. Erscheint jeden Donnerstag

Redaktion:

Dr. Joh. Bapt. Villiger, Can.
Professor an der Theologischen Fakultät
Luzern

Alle Zuschriften an die Redaktion,
Manuskripte und Rezensionsexemplare
sind zu adressieren an:

Redaktion der «Schweiz. Kirchenzeitung»
St.-Leodegar-Straße 9, Tel. (041) 2 78 20
Redaktionsschluß: Samstag, 12 Uhr

Für Inserate, Abonnemente und
Administratives wende man sich an den
Eigentümer und Verlag:

Räber & Cie AG, Frankenstraße 7-9, Luzern
Buchdruckerei, Buchhandlung, Tel. 2 74 22

Abonnementspreise:

Schweiz:

jährlich Fr. 21.—, halbjährlich Fr. 10.70

Ausland:

jährlich Fr. 25.—, halbjährlich Fr. 12.70

Einzelnummer 60 Rp.

Insertionspreise:

Die einspaltige Millimeterzeile oder deren
Raum 21 Rp. Schluß der Inseratenannahme

Montag 12.00 Uhr

Postkonto VII 128

DEREUX & LIPP

Die hochqualitativen, pfeifenlosen
Kirchenorgeln zweier Stilepochen:
— Romantik und Barock —

1864

1964

PIANO ECKENSTEIN

Leonhardsgraben 48
Telefon 23 99 10

BASEL

HOLZGESCHNITZTE
STATUEN
KRUFIXE
RELIGIÖSE BILDER

RÄBER

LUZERN
TELEFON 2 74 22

Fräulein

gesetzten Alters wünscht den
Haushalt eines Pfarrers oder
alleinstehenden Herrn zu be-
sorgen. Offerten an Fürsorge-
dienst Burghölzli, Lenggstr. 31,
8008 Zürich, Tel. (051) 32 69 04

Scherben sind nicht angenehm

Darum wächst das Inter-
esse für Gefäße aus Ple-
xiglas. In diesem Material
führen wir: Ablutions-
gefäße, Meßkännli, dazu
passende Plateaux in 3
Größen; Altarstufenbek-
ken; Tropfteller für Ker-
zenstücke. Ansichtssen-
dungen gerne zu Dien-
sten.



ARS PRO DEO
STRÄSSLE LUZERN
b. d. Hofkirche 041 / 23318

JURASSISCHE STEINBRÜCHE

CUENI AG
LAUFEN (JURA)

TEL. 061 89 68 07

- STEIN
- MARMOR
- GRANIT

GRATIS ABZUGEBEN

(infolge Umbau)

guterhaltene Kapellenaufrüstung

(Altar, 10 Bänke usw.)

Kantonsspital Uri, Altdorf

Kirchenfenster und Vorfenster Einfach- und Doppelverglasungen

in bewährter Eisenkonstruktion
erstellt die langjährige Spezialfirma

SCHLUMPF AG, STEINHAUSEN

Verlangen Sie bitte unverbindlichen Besuch
mit Beratung und Offerte. Tel. 042 / 6 23 68

Soeben erschien im
LUDGERUS VERLAG ESSEN

Martin de Weijer

Katholisches Christsein

Handreichung für das Gespräch mit Konver-
titen. 170 Seiten. Leinen Fr. 13.90, broschiert
Fr. 9.40.

In einer schriftnahen und für evangelische
Christen verständlichen Sprache zeichnet der
Verfasser die Grundrisse des katholischen
Selbstverständnisses. Die Ergebnisse der mo-
dernen Theologie sind in großem Ausmaße
berücksichtigt und fruchtbar gemacht.

BUCHHANDLUNG RÄBER LUZERN



Elektr. Kirchenglockenläutemaschinen

mit geräuscharmer, betriebssicherer Steuereinrichtung

Modernste Präzisions-Turmuhren

mit höchster Ganggenauigkeit

Revisionen, Umbau bestehender Turmuhren auf voll-
elektrischen Gewichtsaufzug, Zifferblätter

Referenzen und unverbindliche Beratung durch die

Turmuhrenfabrik Jakob MURI, Sursee

Telefon (045) 4 17 32

Für jede Jahreszeit

passende Bekleidung fin-
det die hochw. Geistlich-
keit bei uns. Bitte geben
Sie uns die Ehre eines
Besuchs oder lassen Sie
sich Auswahlen zukom-
men. Wir dienen gerne.



ARS PRO DEO
STRÄSSLE LUZERN
b. d. Hofkirche 041 / 23318

Seriöse Tochter

sucht Stelle in kleines
Pfarrhaus oder Kaplanei.
Offerten unter Chiffre
3849 befördert die Expe-
dition der SKZ.

Gesucht wird auf Ende Sep-
tember oder nach Überein-
kunft zu einem geistlichen
Herrn in der Innerschweiz eine

Haushälterin

Offerten mit Lohn- und Frei-
zeitanprüchen und evtl. an-
dern Bedingungen richte man
bitte unter Chiffre 3848 an die
Expedition der SKZ.

Ruhige Tochter sucht
Stelle als

Haushälterin

zu einem oder zwei geist-
lichen Herren. Zürich
od. Umgebung bevorzugt.
Offerten unter Chiffre
3847 an die Expedition der
SKZ

Inserieren bringt Erfolg

LP-Schallplatten

zum Teil ganz neu, billig
abzugeben (Matthäus-
Passion); Schöpfung
(Haydn); Rheingold
(Wagner); Figaros Hoch-
zeit (Mozart) und andere.

Unverbindliche Anfragen
unter Chiffre 9912 an den
Verlag.